

Matthias Heine

**DUDEN**

**KRASS**

**500 Jahre  
deutsche  
Jugendsprache**

**Eine Kultur-  
geschichte**



Matthias Heine

**Krass**

Meinem Lehrer Helmut Henne (1936–2021)  
in dankbarem Gedenken

Matthias Heine

# Krass

500 Jahre deutsche Jugendsprache

Dudenverlag  
Berlin

# Inhalt

## **Immer wieder *krass***

### **Wie *Tumult*, Alkohol und Bandenwesen eine »eigene Kraftsprache« schufen**

*Die Entstehung eines Jugendjargons durch Randalie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*

### **Der Krieg mit den *Pudeln* und *Schnurrbärten***

*Studenten als Halbstarke des 18. Jahrhunderts*

### **Fichte gegen den *Pennalismus***

*Wie der Philosoph als Unirektor in Berlin Duelle bekämpfte*

### **Wo die wilden *Renommisten* wohnen**

*Wie in Jena und Halle »die Roheit aufs höchste« stieg*

### **Wer um 1750 *geprellt* wurde**

*Robert Salmasius sammelt die »auf Universitäten gebräuchlichen Kunstwörter«*

### **Als das *Hospiz* noch ein Gelage war**

*Woher wir überhaupt etwas über die alte Studentensprache wissen*

**Wer *krass* war, wurde *Opfer***

*Die Wörterbücher von Kindleben und Augustin*

**Wer *abgebrannt* ist, muss jemanden *anpumpen***

*Alte Studentenausdrücke heute*

**Wer einen *Kater* hat, der *schwänzt* eben**

*Von den Burschen zu Fridays for Future*

**Als Goethe *Pech* im Glück hatte**

*Studentensprachliches im Werk des größten deutschen Dichters*

**Der *Luftikus* in *Schwulitäten***

*Vom Studentenlatein*

***Knopfmachen* oder in den *Puff* gehen?**

*Der ewige Student - Friedrich Christian Laukhard*

**Wenn *poussieren* zur *Blamage* führt**

*Latein bekommt Konkurrenz aus Frankreich*

**Nur wer *schofel* ist, der *mogelt***

*Einflüsse des Rotwelschen*

***Philister* machen keine *Faxen***

*Wie Heinrich Heine unter die Kümmeltürken kam*

**Als *Haupthähne* zum Wartburgfest einladen**

*Die Studenten werden politisch*

## **Turnen im Julmond soll Bill werden**

*Wie Friedrich Ludwig Jahn die Jugendsprache mitprägte*

## **Im Altdeutschen Gau des Turnvaters**

*Jahns Programm zur Worterneuerung und sein Fortwirken*

## **Heil Wandervogel!**

*In Steglitz macht die Jugendsprache Fortschritte*

## **Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein**

*Das Woodstock von 1913 auf dem Hohen Meißner*

## **Tippeln? Nicht ohne meine Zupfgeige**

*Noch mehr Wandervogel-Wörter*

## **Lieder zur Klampfe**

*Als bei Bertolt Brecht die bunten Fahnen wehten*

## **Der Guru des Bundes empfiehlt ein Fahrtenmesser**

*Wie plötzlich alle Wandervögel nach dem Morgenland fliegen wollten*

## **Immer Ärger mit den Paukern**

*Die Schülersprache um 1900*

## **Eibein Kabapibitebel übüeber**

## **Gebeheibeimsprabacheben**

*Ein Kapitel über Geheimsprachen*

## **Die Greise und der »Jargon des Kreises«**

*Was Thomas Mann von seinen Kindern über  
Jugendsprache lernte*

## **Kolossale Jugend**

*Schülersprache um 1930 in »Emil und die Detektive«  
und anderswo*

## **Elefantöses vor dem Untergang**

*Jugendsprache bei der Hitlerjugend 1941*

## **Wenn beim *Hotten* die *Tolle* wackelt**

*Wie Swing Boys und Tangojünglinge redeten – am  
Beispiel der Geschwister Kempowski*

## **Wenn Halbstarke mit ihrer *Ische* stenzen**

*Die Jugendsprache der Fünfzigerjahre*

## **Der lange Weg des *Dealers* zum Görlitzer Park**

*In der Beat-Literatur von 1962 kommt uns manches  
bekannt vor*

## **Hippies, Hip-hop, Hipster - alle sind hip**

*Die globale Jahrhundertkarriere eines Jugendworts*

## **Zentralschaffe mit steilen Zähnen**

*Jugendsprache der frühen Sechzigerjahre*

## **Mach schau für die *Exis***

*Die Beatles und die deutsche Jugendsprache*



## **Wie dufte verduftete**

*Aufstieg und Fall eines Jugendworts*

## **Gammler und Gendarm im Englischen Garten**

*Ein Dokumentarfilm aus dem Jahre 1967*

## **Fummeln am Schätzchen**

*Noch einmal München: Eine Filmkomödie aus Schwabing*

## **Antiautoritäre, die im Spätkapitalismus alles ausdiskutieren**

*Das 68er-Deutsch als Jugendsprache*

## **Durchgeknallte und Ausgeflippte, die Bambule machen**

*Jugendsprache um 1970 im Grenzbereich zwischen Hippies und APO*

## **Abends in die Disco - trotz Koffer und Giftzettel**

*Pennälersprache der Siebziger*

## **Du, ich bin gefrustet, obwohl ich mich so sehr eingebracht habe, du**

*Der Jargon der Betroffenheit*

## **Würg, ein Fuzzi!**

*Udos Werk und Feuersteins Beitrag: Wie Einzelpersonen die Jugendsprache beeinflussen*

## ***Null Bock und trotzdem aufgegeilt***

*Ein kurzer Spaziergang auf dem Flickenteppich der  
80er-Jugendsprachen*

## ***Glanz und Elend der Tussi***

*Eine Germanenprinzessin in der deutschen  
Jugendsprache*

## ***Alles hat ein Ende, nur das urst hat zwei***

*Jugendsprache in der DDR*

## ***Wer simst, kann leicht über seine eigenen Dickies stolpern***

*Die Neunzigerjahre*

## ***Krass ist wieder da***

*Die Rückkehr eines uralten Jugendwortes mit neuer  
Bedeutung*

## ***Der Digga, der Babo und ihr mega Endgegner- das VSCO Girl***

*Tendenzen der zeitgenössischen Jugendsprache seit  
2000*

## ***Anhang***

*Anmerkungen*

*Literatur (Auswahl)*

*Alle Jugendwörter von A bis Z*

*Personenregister*

# Immer wieder *krass*

Jugendsprache wird von den meisten Menschen als eine moderne Verfallserscheinung empfunden, die bestenfalls nervt und unverständlich ist, schlimmstenfalls aber zur Zerstörung des Deutschen beiträgt. Dabei gibt es Grund anzunehmen, dass Jugendliche schon immer eigene Gruppensprachen nutzten – nach innen als Erkennungszeichen, nach außen zur Abgrenzung und natürlich auch ganz einfach zum Spaß. Und damit haben sie unsere Muttersprache nicht zerstört oder verhunzt, sondern ganz im Gegenteil zu allen Zeiten um zahlreiche Ausdrücke und Wendungen bereichert.

In Deutschland ist Jugendsprache seit etwa 500 Jahren nachzuweisen. Schon in Luthers Tischgesprächen, so die spätere Interpretation des großen Sprachhistorikers Friedrich Kluge, zeige sich ein Nachschein von Studentenritualen mit entsprechendem Jargon aus der Universitätszeit des Reformators. Erste verlässlichere Quellen stammen aus dem 17. Jahrhundert. Seit dieser Zeit sammelten Jungakademiker die Begriffe und Phrasen, die

sie gemeinsam verwendeten, in speziellen Wörterbüchern. Auch Goethe legte eine kleine handschriftliche Sammlung von Studentenwörtern an.

Die Studentensprache hatte langfristig einen starken Einfluss auf die deutsche Standardsprache. Deshalb wird ihr in diesem Buch viel Platz eingeräumt. Zudem war sie rund 300 Jahre lang die einzige Jugendsprache, die wir in Quellen zu fassen kriegen. Womöglich war sie damals auch tatsächlich die einzige. Jugendsprache setzt ein Gruppenbewusstsein und kommunikatives Vernetzsein voraus, die so nur an Universitäten zu finden waren, vielleicht noch bei Handwerksburschen und -gesellen, aber wohl eher nicht unter Bauernkindern.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte sich erstmals eine nicht studentische Bewegung von Jünglingen mit eigenem Jargon: die Turner. Ihr Wortschatz wurde weitgehend von der Gründergestalt Friedrich Ludwig Jahn geprägt, der noch heute als »Turnvater« berühmt-berüchtigt ist. Die Rolle Jahns und seiner Jünger in der Geschichte der deutschen Jugendsprachen ist bisher weitgehend unbeachtet geblieben. Hier werden sie nun erstmals unter diesem Gesichtspunkt in den Blick genommen. Denn wie sich zeigen lässt, hatten die Turner einen erheblichen Einfluss auf die Sprache des Wandervogels und der Bündischen Jugend, die vom Ende des 19. Jahrhunderts an nach alternativen Formen des Gemeinschaftslebens suchten.



Anfang des 20. Jahrhunderts wird dann auch eine mehr oder weniger eigenständige Schülersprache greifbar. Sie bestand einerseits aus burschensprachlichen Ausdrücken, die sich die Schüler angeeignet hatten, andererseits aus ganz neuen Wortschöpfungen. Dazu gehörten Ausdrücke wie *dufte*, *knorke* und *prima*, die zum Beispiel 1929 in Erich Kästners »Emil und die Detektive« auftauchen, ebenso wie in der Verfilmung zwei Jahre später. Diese und andere Filme werden als Quellen für die Jugendsprache der jeweiligen Zeit herangezogen – Material, das bisher kaum in dieser Hinsicht ausgewertet wurde.

Später, in den Vierzigerjahren, nutzten junge Swing-Hörerinnen und -Hörer, die eher quer zum NS-Regime standen, ebenso wie die massenhaft in die Hitlerjugend gepressten Jugendlichen jeweils eigene Sprechstile. Diese überschneiden sich teilweise, betonten aber gleichzeitig bewusst bestimmte Eigenheiten, etwa durch den Gebrauch von englischen Sprachbrocken bei den Swings.

Weiter ging es mit Halbstarcken und »Exis« in den Fünfzigern, langhaarigen Vertreterinnen und Vertretern der Gegenkultur in den Sechziger- und Siebzigerjahren, bis sich schließlich die Generationen der Jugendlichen seit den Achtzigern in immer mehr Untergruppen fragmentierten. Sie alle pflegten eigene Jargons und verfügten dennoch über einen verbindenden jugendsprachlichen Basiswortschatz. Dazu gehörte sei den Neunzigern das Wort *krass*, das 250 Jahre zuvor schon einmal, allerdings in einer ganz anderen Bedeutung, bei den Studenten im

Gebrauch war. Es lag nahe, dieses Buch nach jenem emblematischen Wiedergänger zu benennen.

Wer ein Buch über Jugendsprache schreibt, muss darlegen, was er überhaupt damit meint. Die Wissenschaft ist sich zwar im Grunde einig, was Jugendsprache ist. Aber so unterschiedliche Bezeichnungen wie »Jugendjargon«, »Jugendslang«, »jugendliche Gruppenstile«, »Sprachgebrauch junger Menschen« oder »Sprechverhalten Jugendlicher« zeigen, dass noch um genauere Definitionen und Abgrenzungen gerungen wird.

Bis diese Debatte entschieden ist, was angesichts der Flüssigkeit geisteswissenschaftlicher Bestimmungen vielleicht nie der Fall sein wird, lege ich diesem Buch eine Selfmade-Definition von Jugendsprache zugrunde, der wohl niemand – sei es ein Linguist, sei es ein Jugendlicher – deutlich widersprechen wird: »Jugendsprache« fasse ich als eine Sprechweise, mit der sich junge Menschen nach außen sowohl von Älteren als auch von anderen Jugendlichen abgrenzen und die nach innen als eine Art Erkennungszeichen wirkt. So etwas gab es vor rund 500 Jahren, als Martin Luther studierte, genauso wie später bei flotten Burschen an Universitäten, Turnern, Wandervögeln, Straßenkindern im Berlin der Dreißigerjahre, Swing-Girls, Hitlerjungen, Halbstarcken, Gammlern, Hippies und heutigen Hip-Hoppern oder Gamern.

Bei der Musterung dieser fünf Jahrhunderte werden wir hinter der historisch bedingten Verschiedenheit doch viele Gemeinsamkeiten entdecken. Ganz nebenbei wird noch der

Mythos widerlegt, dass Jugendsprache wahnsinnig schnell veraltet und sich ständig wandelt. Im Gegenteil: Einige Leserinnen und Leser werden staunend feststellen, dass der vermeintlich brandneue Wortschatz ihrer eigenen Teenagerjahre schon zu Großvaters Zeiten auf den Schulhöfen in aller Munde war.

Matthias Heine im Januar 2021

# Wie *Tumult*, Alkohol und Bandenwesen eine »eigene Kraftsprache« schufen

Die Entstehung eines Jugendjargons durch *Randale* vom 16. bis zum 18. Jahrhundert

Studententumulte sind keine Erfindung des 20. Jahrhunderts, auch wenn uns unser historisches Kurzzeitgedächtnis dabei vor allem die 68er-Revolten in Erinnerung ruft. Vor 250 Jahren gebärdeten sich die Studenten viel krawalliger als heute. Die Häufigkeit und die Verbreitung ihrer Tumulte übertraf sogar alles, was sich in den Sechzigerjahren ohnehin nur in Berlin, Frankfurt und ein paar anderen großen Metropolen abspielte. Um 1750 rumste es selbst in Städtchen, deren Universitäten heute unter anderem deswegen längst nicht mehr existieren, weil Krawallmachen das einzige war, was die Studenten dort noch lernten. Sie duellierten sich und veranstalteten Saufgelage, die nach komplizierten und absurden Ritualen abliefen. Sie schikanierten die *Philister*, wie sie sie die Arrivierten und Honoratioren ihrer Studienorte nannten, oder prügeln sich mit *Gnoten* oder *Knoten*, den Handwerksgesellen, und *Schnurrbärten*, den vor Ort stationierten Soldaten. Nachts schmissen die Studiosi den Bürgern, die ihnen unliebsam geworden waren, die Scheiben ein oder veranstalteten anderen brutalen Unfug. Sie vergnügten sich mit Hürchen, für die

sie die Ausdrücke *barmherzige Schwestern* oder *Nymphen* prägten, oder gefährdeten die Unschuld naiver Mädchen vom Lande, *Kattunbesen* oder *Staubbesen* genannt, die als Haushaltshilfen in die Städte gekommen waren. Selbst die Sittsamkeit gut bewachter, braver Bürgertöchter, der sogenannten *Florbesen*, stellten die Jungakademiker auf die Probe.

In diesen unruhigen Zeiten bildete sich die älteste deutsche Jugendsprache heraus, über deren Existenz wir heute noch etwas wissen. Und sie entstand nicht nur aus Tumult und Randalen; sogar die Wörter *Tumult* und *Randale* selbst sind Produkt jener Exzesse. *Rand* hieß in der schlesischen Mundart ein Menschaufbruch, im Bairisch-Österreichischen konnte es »Posse, Streich« bedeuten.<sup>1</sup> Nach dem Vorbild von *Skandal* bildeten die Studenten danach das seit dem frühen 19. Jahrhundert nachweisbare Wort *Randal* (damals noch ohne e) und dazu die Ableitungen *randalieren*, *Randaleur* und *Randalist*.<sup>2</sup> *Tumult* kommt vom lateinischen *tumultus* »Unruhe, Getöse, (Kriegs)lärm«. Die Studenten münzten es auf ihren Widerstand gegen die Obrigkeiten der Universitätsstädte um. So erklärt ein Wörterbuch von 1749: »Ein Tumult aber ist eigentlich nichts anderes, als ein gewisser Krieg, der daraus entstehet, wenn man den braven Burschen ihre Freiheit nehmen will.«<sup>3</sup>

Der Begriff »Freiheit« ist für uns heute äußerst positiv besetzt, und so könnten wir, ohne die Hintergründe genau zu kennen, durchaus Sympathien aufbringen für die



Tumulte der *Burschen* oder *Purschen*, wie sich die Studenten seit dem 17. Jahrhundert selbst bezeichneten – eine Anspielung auf die *Bursen*, die Vorläufer moderner Studentenwohnheime, in denen alle idealerweise aus einer Kasse (*Burse*) zehrten. Doch was den Jungakademikern als Freiheit galt, empfanden die meisten ihrer Zeitgenossinnen und -genossen als gefährliche Verwahrlosung. Der evangelische Pfarrer und Pädagoge Christian Gotthilf Salzmann malt in seinem zwischen 1783 und 1788 erschienen sechsbändigen Zeitroman »Carl von Carlsberg« die moralischen Gefahren, die von den Tumulten ausgingen, in den düstersten Farben:

*»Unsere Akademien scheinen mir für die Tugend und Zufriedenheit der Menschen so gefährlich zu seyn, als der Sitz der Pest, Constantinopel und Smyrna, für ihr Leben. Und ich kann nicht begreifen, wie ein Vater, der die Akademien kennt, und auf denselben einen Sohn hat, viele frohe Stunden haben kann. Ich werde weit ruhiger seyn, wenn mein Sohn einmal gegen die Russen oder Türken zu Felde liegen sollte, als wenn er auf der Akademie seyn wird. Denn wenn ihm auch eine Kartätsche in den Unterleib geschossen werden sollte – nun – so wird es mir ein paar traurige Wochen kosten, dagegen ich lebenslang den Ruhm haben werde, daß ich ein Vater eines Sohnes bin, der als ein Held starb. Aber wie viele schreckliche Nachrichten muß ich von ihm erwarten, wenn er auf der Akademie ist: daß er sich*

*krank getrunken; daß er sich zum Betrüger herab  
gespielet hat; daß er an einer venerischen Krankheit  
darnieder liegt; oder im Duell erstochen worden ist.»<sup>4</sup>*

Ein Glück, dass diesen Schrecknissen nur eine relativ überschaubare Menge von jungen Männern ausgesetzt war. Während des 18. Jahrhunderts waren niemals mehr als 9000 Studenten an den 42 deutschen Universitäten eingeschrieben, und ihre Zahl sank sogar – trotz des Bevölkerungswachstums und steigender Schülerzahlen. Offenbar wurde in Salzmanns Roman die nachlassende Strahlkraft und das abschreckende Negativimage der deutschen Universitäten ganz realitätsnah eingefangen.

Orte der Unzucht, des Suffs und der Gewalt waren die Hochschulen schon immer und überall, wie das Beispiel des französischen Dichters François Villon zeigt, der in den 1450er-Jahren nach seinem Bakkalaureat und der Magisterprüfung so sehr verwahrloste, dass er zum Mörder und Berufskriminellen wurde. Genauso hatten Luther und Melanchthon im Wittenberg des 16. Jahrhunderts größte Mühe, gewalttätige Unruhen der Studenten zu zügeln. Andererseits erinnerte sich Luther offenbar noch als Ehemann und weltumstürzender Reformator an bestimmte Trinksitten seiner eigenen Universitätszeit. Bei einer aus lauter Akademikern bestehenden Tischgesellschaft zu Ehren des in Eisleben geborenen Johannes Agricola präsentierte Luther ein großes Weinglas mit drei Reifen. Diese markierten verschiedene Füllstände, die jeweils mit

religiösen Ausdrücken verbunden waren: Bis zum ersten Reif ausgetrunken hatte man »die zehn Gebote« erreicht, beim zweiten »den Glauben«, und war das ganze Glas geschafft, so war man bei »Vaterunser und Katechismus« angelangt. Luther leerte ein komplettes Glas auf das Wohl seines Gastes, aber Agricola schaffte es nur bis zum ersten Reif und musste sich dafür milde verspotten lassen: »Ich wußts vorhin wohl, das Mag. Eisleben die zehen Gebote saufen könnte, aber den Glauben, Vaterunser und den Katechismus würde er wohl zufrieden lassen.«<sup>5</sup>

Solche Saufrituale, bei denen es darum ging, dem anderen etwas vorzutrinken und ihn damit zum Leeren des eigenen Glases zu nötigen, gehörten jahrhundertlang zu den Lieblingsspielen deutscher Studenten, die dafür ein reichhaltiges Vokabular entwickelten. Die Anekdote beweist, dass dergleichen schon um 1500 zu Luthers Studentenzeit üblich gewesen sein muss. Daneben ist die Episode eine der ältesten Überlieferungen deutscher Jugendsprache. Der große Erforscher der studentischen Sprechstile, Friedrich Kluge, geht davon aus, dass der Reformator die Bezeichnung der verschiedenen Füllgrade nicht aus dem Stegreif erfunden, sondern aus der Erinnerung an sein Studentenleben hervorgekramt hatte. Luther war etwa 17 Jahre alt, als er im Sommersemester 1501 an der Erfurter Universität für das Grundstudium eingeschrieben wurde: kein Mönch oder angehender Theologe, sondern ein Söhnchen aus wohlhabendem Haus, das sich nach dem Wunsch der Eltern auf ein Jurastudium

vorbereiten sollte. Dass Luther damals mancherlei modischen Jungakademikerunfug mitmachte, lässt sich an der Tatsache ablesen, dass er wie ein echter *Renommist* – so die Bezeichnung für einen stolzen, trinkfesten und prügelfreudigen Studenten – einen Degen trug, mit dem er sich allerdings selbst schwer am Oberschenkel verletzte. Diese Art der Bewaffnung, die an den alten Adel erinnerte, war eine neue Gewohnheit, die gerade Studenten aus gut situierten Aufsteigerfamilien begeistert aufnahmen. Im Jahr 1514 erlaubte Kaiser Maximilian I. den Jungakademikern das Tragen von Stichwaffen ausdrücklich als Zeichen ihrer gehobenen Gesellschaftsposition.

Eine gewisse Zügellosigkeit gehörte schon immer unausgesprochen zum Studentendasein dazu. Sie bildete gewissermaßen die dunkle Kehrseite der akademischen Freiheit als wesentliche Grundlage der Universität, dieser einzigartigen europäischen Institution. Die Autonomie der Hochschulen wurde zuerst in Bologna und Paris, den Ur-Universitäten des Abendlands, erkämpft, ausgehandelt und verteidigt. Mitte des 12. Jahrhunderts schufen Professoren und Studenten Formen der Selbstverwaltung, die ihre soziale, rechtliche und geistige Selbstständigkeit gegen die weltlichen und geistlichen Mächte der jeweiligen Universitätsorte absichern sollten. Ihren Sonderstatus ließen sie sich von übergeordneten Instanzen wie Kaiser und Papst durch Privilegien und Gründungsurkunden garantieren. Bereits 1158 gewährte Friedrich Barbarossa auf dem Reichstag im oberitalienischen Roncaglia

Sonderrechte für Scholaren, insbesondere für diejenigen in den Rechtswissenschaften. Und 1217 mahnte Papst Honorius III. die Studenten der Universität Bologna, lieber die Stadt geschlossen zu verlassen als die Beschneidung ihrer *libertas scholarium* hinzunehmen. Der gemeinsame Auszug von Professoren und Studenten gehörte zu den mächtigsten Druckmitteln der Universitätsangehörigen. Viele mittelalterliche Neugründungen von Hochschulen in Frankreich und Italien gingen auf einen solchen Exodus zurück, der damit endete, dass sich die komplette akademische Schicht einer Stadt einfach woanders niederließ. Auch die Gründung der Universität Leipzig, der zweitältesten ununterbrochen bestehenden Hochschule im heutigen Deutschland, erfolgte 1409, nachdem etwa 1000 deutschsprachige Studenten samt ihren Professoren die Universität Prag verlassen hatten. Dort war es zu internen Konflikten um theologische Reformbestrebungen sowie das Verhältnis zwischen deutschen und böhmischen Universitätsangehörigen gekommen.

Doch nicht nur solche rechtlichen Besonderheiten gaben den Studenten das Gefühl, ein ganz eigenes Völkchen zu sein. Durch ihre soziale Zusammensetzung verflüssigten sie zudem die Standesschranken des Mittelalters und der frühen Neuzeit. An den großen und attraktiven Universitäten wie Paris oder Bologna strömten Akademiker aus ganz Europa zusammen. Bekanntlich hat William Shakespeare seinem Hamlet ein Studium im sächsischen Wittenberg angedichtet, das nach der Reformation ein



Magnet für Scholaren aus aller Herren Länder geworden war. Unter anderem verbrachte William Tyndale, der die erste protestantisch beeinflusste Bibelübersetzung ins Englische anfertigte, im Jahr 1524 ein Semester in Wittenberg. Vor allem aber war die gesellschaftliche Herkunft der Studenten und Lehrer überaus divers: Adelige fanden sich unter ihnen genauso wie Söhne von Bürgern und Bauern. Der Anteil von armen Studenten, denen man die Gebühren erließ, war immer relativ hoch. Stipendien und sogenannte Freitische, das waren kostenlose Mahlzeiten bei Familien der Stadt, halfen ihnen zusätzlich über die Runden.

Den Erwachsenen außerhalb der Universität war durchaus klar, dass der akademischen Freiheit die Freiheit zum Bummeln, Huren, Saufen, Spielen und Sich-Prügeln gegenüberstand – und oft sogar die Freiheit zum Duellieren und Totstechen. Man nahm es in Kauf. Der Gesellschaftshistoriker Hans-Ulrich Wehler nennt es ein »soziales Ventil«<sup>6</sup>: Die Jünglinge sollten sich ohne Angst vor ernsthaften Strafen die Hörner abstoßen, bevor sie in das Korsett eines viel strikter als heute geregelten Berufs-, Sozial- und Familienlebens gezwängt wurden und sich damit selbst in *Philister* verwandelten. Das Problem war im 18. Jahrhundert, dass die angehenden Akademiker neben all dem Alotria immer weniger lernten. In den Vorlesungen fanden sich oft nur zwei bis drei Hörer ein. Dies waren die *Finken*, wie die anderen sie abfällig nannten. Sie scherten sich nicht um den Kommet, das selbst geschaffene

Verhaltensregelwerk der Studenten, hielten sich von Schlägereien und Besäufnissen fern, machten keine Schulden und lernten brav.

Für viele Studenten waren gerade die Rechtsfreiheiten der Universitäten ein Hauptanziehungspunkt. Junge Männer kamen nicht mehr unbedingt an die Hochschulen, um zu studieren, sondern um frei zu leben. Hier konnte man zwischen dem 16. und dem 23. Lebensjahr einen relativ ungebundenen und zugleich geschützten sozialen Status genießen. Manch einer kehrte nach ein paar Jahren etwa als Hauslehrer sogar noch einmal an die Alma Mater, die »gütig versorgende Mutter«, zurück und verbrachte dort eine zweite Lebensphase vom 25. bis zum 30. Lebensjahr. Der miserable Ruf der Universitäten stieß zwar die Guten ab, die Schlechten zog er aber magisch an.

# Der Krieg mit den *Pudeln* und *Schnurrbärten*

## Studenten als Halbstarke des 18. Jahrhunderts

Man ließ den Studenten auch deshalb so viel durchgehen, weil sie für die Universitätsstädte ökonomisch enorm wichtig waren. Gegen Einschränkungen ihrer längst pervertierten Freiheiten wehrten sie sich mit dem schon aus dem Mittelalter bekannten Auszug. Dabei ging es jedoch längst nicht mehr um Neugründungen, sondern nur darum, in der Nähe der Stadt in einer Art Konsumstreik zu verharren, bis die Wirte, Zimmervermieter, Schneider, Schuhmacher, Pferdeverleiher und wer sonst alles noch von den Akademikern wirtschaftlich abhing, die Stadtobrigkeit zum Nachgeben drängten.

Solche Machterfahrungen gaben den Studenten ein giftiges Gefühl für ihre eigene Bedeutung. Der Aufklärungsphilosoph Johann Jakob Engel versprach sich vom Klima der Großstadt einen pädagogisch-abkühlenden Effekt auf die Masse der Lümmel aus der Provinz, wie er in seiner im März 1802 publizierten »Denkschrift zur Errichtung einer großen Lehranstalt in Berlin« ausführt:

*»Wo der Student einen Grad von Wichtigkeit, von Ansehen hat: da sieht er gern auf seine Mitbürger als auf eine geringere Menschen-Klasse hinab, er macht*

*eine eigene Korporation aus, folgt Tonangebern, die insgeheim zu dem rohesten, ausschweifendsten, kecksten Haufen gehören, errichtet Landsmannschaften, Ordensverbindungen, bekommt einen falschen Ehrgeiz, ein falsches Interesse in die Seele, wird sittenlos in seinem Innern und ungesittet in seinem Äußern. Alles das fällt weg, wo der Student sich unbemerkt unter den übrigen Menschen verliert, wo er noch eben so wenig bedeutet, als [er] wirklich ist; wo er sogleich dem öffentlichen Gelächter bloß stände, wenn er sich's einfallen ließe, Figur zu machen, eine eigene Kraftsprache zu reden, eine eigene Kleidertracht anzulegen. Berlin zählt schon jetzt, wegen der einzigen hier blühenden Fakultät, der studierenden Jünglinge mehr als die Universitäten Greifswald, Rostock, Kiel, Rinteln zusammengenommen; aber wer sieht hier solche Karikaturgestalten, hört hier von solchen Wildheiten und Ausschweifungen, als an jeden kleineren Örtern tagtäglich vorkommen?«<sup>7</sup>*

Selbst vor der zuständigen Gerichtsbarkeit der Universitätsbehörden mit ihren eigenen Sicherheitsleuten, den als *Pudel* verspotteten Pedellen, fürchteten sich die Studenten längst nicht mehr. Nicht nur friedliche Spaziergänger wurden aus Launen heraus überfallen. Wenn es darauf ankam, schlugen sich die Jungakademiker auch mit Angehörigen der Stadtmilizen oder gar des Militärs, von den Studenten verächtlich *Schnurrbärte* genannt.

Diese wurden, wenn es in der Stadt eine Garnison gab wie beispielweise in Halle, oft herbeigerufen, um dem Studententreiben Einhalt zu gebieten. Den *Burschen* galt nur noch für Recht, was sie selbst untereinander im Kommet, dem eigenen Regelwerk ihrer Studentenverbindungen, festgelegt hatten. Der Soziologe Helmut Schelsky urteilt in seinem Standardwerk über die Entstehung der modernen Universitäten: »Man muss sich die Studentenschaft des 17. und 18. Jahrhunderts leider als eine Sammlung der ›Halbstarken‹ jener Zeit vorstellen.«<sup>8</sup>

Da es von diesen frühneuzeitlichen »Halbstarken« sehr viele gab, waren die Universitäten tendenziell überfüllt. Die erwähnten niedrigen Studentenzahlen waren bereits das Ergebnis zahlreicher Maßnahmen, die Ungeeignete vom Studium abhalten sollten. Die meisten Erstsemester kamen mit sehr geringer schulischer Vorbildung, oft nur mit einigen Lateinkenntnissen an die Hochschulen. Preußen erließ 1708, 1718 und 1733 Verordnungen, die Mindeststandards an Kenntnissen verlangten. Dabei ging es nicht zuletzt darum, ein gewisses Schnorrerwesen, das Universitäten gerade für Arme interessant gemacht hatte, einzudämmen. Stipendien und Freitische waren für manche wesentlich verlockender als die Aussicht auf akademische Bildung. Daneben konnte man sich als Student der Militärpflicht entziehen, was den Status des Akademikers für Angehörige der unteren Schichten zusätzlich attraktiv machte. Wer es allerdings allzu toll trieb, konnte trotzdem schneller unter die Soldaten kommen als gedacht. Fürst

Leopold von Anhalt-Dessau, ein General Friedrichs des Großen, war in der Universitätsstadt Halle stationiert. Dort ließ der »Alte Dessauer«, wie er genannt wurde, die schlimmsten Ruhestörer verhaften und steckte sie zwangsweise als Rekruten in sein Regiment. Uns kommt das heute wie eine unsagbar drakonische Maßnahme aus schlimmsten Feudalzeiten vor, aber Schelsky schreibt dazu, wir müssten »in Würdigung der historischen Wahrheit wohl doch zugeben, dass diese da besser hingehörten als auf die Universität.«<sup>9</sup>

In dem Edikt von 1708 wird verlangt, nicht »jeglicher von niedrigem Stande« solle seine Kinder auf die Universitäten schicken, wenn sie dazu nicht geschickt seien und auf gemeine Kosten versorgt werden müssten. Besser sei es, wenn »solche unfähigen Köpfe bei Manufakturen, Handwerken, der Miliz oder dem Ackerbau« ihren Broterwerb suchten.<sup>10</sup> Doch erst die Einführung der Abiturientenprüfung 1788 wies den Weg zu Verhältnissen, wie wir sie heute für selbstverständlich halten. In der Instruktion heißt es: »Alle von öffentlichen Schulen abgehenden Jünglinge sollen vorher auf der von ihnen besuchten Schule geprüft werden und ein detailliertes Zeugnis über ihre dabei befundene Reife oder Unreife erhalten.«<sup>11</sup> Heute macht man sich ja gern über das Wort »Reifeprüfung« lustig, aber damals war eine Begutachtung der geistigen und seelischen Reife künftiger Studenten bitter nötig.

Erst durch tiefgreifende Reformen, die in der zweiten Hälfte des Säkulums von Halle und Göttingen ausgingen und dann zum Vorbild für die Hochschulpolitik Wilhelm von Humboldts in Preußen wurden, konnten die deutschen Universitäten gerettet werden. Doch selbst dafür schien Zwang unabdingbar. So erließ der preußische Minister von Massow 1798 eine berüchtigte, aber wohl notwendige »Verordnung wegen Verhütung und Bestrafung der die öffentliche Ruhe störenden Exzesse der Studierenden auf sämtlichen Akademien in den königlichen Staaten«. Darin wurde die Aufsicht über die Studenten der staatlichen Polizei übertragen und ihnen Gefängnis und Prügelstrafen angedroht. Der Protest der Professoren, die sonst auf ihre akademischen Freiheiten bedacht waren, hielt sich in Grenzen. Das Maß war voll.